

Die Radiopredigten

Auf DRS 2 und DRS Musikwelle gehört, zur Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Maja Zimmermann-Güpfert, evangelisch-reformiert

Reformationssonntag, 1. November 2009

Sehnsucht zu verändern

Römerbrief 8

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Stellen Sie sich vor, wir reisten 500 Jahre zurück. Ungefähr ins Jahr 1520. Wir betreten den Raum des Berner Münsters. Die Mauern aus grauem Sandstein wirken gewaltig und dennoch erstaunlich leicht. Gotische Spitzbogen, hohe Bündelpfeiler und das Farbenspiel der Fenster verleihen dem Raum etwas Überirdisches. Die Wände und Seitenkapellen sind nicht leer: Prachtvolle Gemälde und mit Goldfaden durchwirkte reiche Teppiche schmücken die Wände. Der Glanz unzähliger Kerzen, die auf reich verzierten Leuchtern stehen, erhellt die Seitenkapellen. Heiligenstatuen laden zur Andacht ein. Wir wissen, dass sich in regelmässigen Abständen die Chorherren zum mehrstimmigen Gebet versammeln. Wir sind nicht ins Münster gekommen, um eine lange Predigt zu hören. Vielmehr wollen wir teilnehmen an der Messe, die an einer Seitenkapelle gelesen wird: Wir haben sie gestiftet für das Seelenheil eines nahen Verwandten....

Und nun gehen wir nur ein paar wenige Jahre weiter. Wir zählen das Jahr 1528. Durch die Kirchen und Klöstern Berns ziehen die Neugläubigen mit Seilen, Schlagstöcken und Äxten. Nach einem Beschluss der damaligen Berner Regierung wird auch das Münster geräumt, die Bilder und Statuen von den Wänden und Sockeln gerissen und zerstört.

Die kostbaren Vinzenzenteppiche werden zwar in Sicherheit gebracht – sowie einige ganz wertvolle Kultgegenstände. Aber die Altgläubigen, die sich

der Zerstörung der Bilder und Altäre in den Weg stellen, werden von der Regierung zur Rechenschaft gezogen und bestraft.

Liebe Hörerin, lieber Hörer. Es ist für mich kaum vorstellbar, was in den Menschen vorgeht, als im Januar 1528 heilige, Gott geweihte Kunstschatze in Schutt und Asche gelegt werden. Was ich aber weiss, ist, dass in diesen Tagen des Bildersturms Huldreich Zwingli inmitten der gefallenen Statuen im Berner Münster seine feurige Predigt hält. Mit markigen Worten verurteilt er den Götzendienst, den er mit den Heiligenbildern verbindet. Er geistelt die Irrlehre, die weismache, man könne sich das Paradies erkaufen. Den lebendigen Menschen müsse unsere Sorge und Zuwendung gelten, den lebenden Abbildern Gottes. Ihr Los müsse uns am Herzen liegen – und nicht das der Götzen und Abbilder aus Stein und Holz.

Die Predigt Zwinglis inmitten der zerstörten Heiligenbilder packt die Menschen, wühlt sie auf. Wie Luther kämpft auch Zwingli gegen eine Praxis der Busse und der Reue an, die sich in der Finanzierung von Kirchenschätzen zu erschöpfen scheint. Denn zu Beginn des 16. Jahrhunderts gibt es reiche Berner Familien, die mit Spenden im Wert von drei Stadthäusern zur Ausschmückung des Münsters beigetragen haben. Die Angst hat sie dazu getrieben. Die Angst vor der Vergeltung ihrer Sünden nach dem Tod. Und so haben sie ihre Bussgelder (ursprünglich Almosen für die Armen), in Form von Kirchenschätzen gespendet. Denn die geistige Nahrung (auch) der Armen sei ebenso wichtig wie die des Leibes: Totenmessen lassen sie lesen um Abbitte zu tun. Ihre Opfergaben sollen Gott gnädig stimmen. Die Frage: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ wühlt die Menschen auf.

Den Mönch Martin Luther hat sie in Wittenberg Tage und Nächte lang gequält. Er fastete, übte Busse – und blieb doch gefangen im Elend der eigenen Schuldhaftigkeit. Bis er seine erlösende Antwort auf die quälende Frage beim Lesen des Römerbriefes fand. Sie erschütterte ihn. Sie stellte seine – ja die Glaubenspraxis seiner Zeit – in Frage. Seine Fragen waren nun:

Vermögen wir überhaupt mit unserer Busse gut zu machen, was wir in unserem Leben verschuldet haben? Kann nicht nur die Gnade Gottes uns herauslösen aus unseren Verstrickungen? Und ist uns diese Gnade von Gott her nicht schon gegeben: da, wo wir Gott nahe kommen, wo wir seine Menschlichkeit in Jesus von Nazareth zu erkennen vermögen – wo wir glaubend verbunden sind mit seinem Tod und seiner Auferstehung? Sind wir da nicht schon gerecht gesprochen, trotz all unserer Grenzen und Mängel, trotz unseres guten Willens, der immer zurückfällt hinter unsere zu kleinen Kräfte, trotz unseres gescheiterten Lebens? Sind wir nicht schon

gerecht gesprochen – nicht aus eigener Kraft – sondern durch die Zuwendung Gottes, die sich in seinem Sohn offenbarte, wie es im Römerbrief heisst?

Die Glaubenspraxis der Reformierten bildet sich unter dem Eindruck dieser Erkenntnis. Busshandlungen und Opfergaben treten zurück. Die Beichtpraxis wird aufgehoben. An ihre Stelle treten Bibellektüre, Predigt und Glaubensgespräch. Und die Arbeit. Während 30 Tagen pro Jahr, an denen vor der Reformation Heilige verehrt wurden, wird nun gearbeitet. Der Arbeit widerfährt eine bis anhin nie dagewesene Aufwertung. Während die Leistungsfrömmigkeit wegfällt, wird die Arbeit zum gottgefälligen Dienst. Geschah mit der Reformation wirklich Befreiung, oder veränderte sich mit der Zeit einfach der Leistungsdruck?

Ist an die Stelle Gottes nicht allmählich eine andere Instanz getreten, der ich genügen muss? An der ich verzweifle, wegen meiner Grenzen und meines Versagens? Haben sich die drängenden Fragen wirklich gelöst mit der Reformation? Haben sie sich nicht nur etwas verändert – und sind wieder in mein Denken eingekehrt: Bin ich tüchtig genug, bin ich klug genug, bin ich flexibel genug, bin ich schön genug, bin ich jung genug, um angenommen zu sein?

Die Opfer, die heute (in dieser so genannt aufgeklärten Zeit) gebracht werden in Leistungskursen und Fitnessstudios, unter Skalpellen der Schönheitsindustrie und in der Arbeitswelt sind unermesslich. Haben sie unsere alte Busspraxis abgelöst? Sind sie nicht wie damals der verzweifelte Versuch, gerecht gesprochen, ja vielmehr geliebt zu sein? Nicht heraus zu fallen aus dem Netz der Anerkennung – nicht abzustürzen in die Bodenlosigkeit der Missachtung? Nur: Das strenge Gegenüber von uns heutigen Menschen ist kaum mehr Gott. Wir selbst sind es. Wir, die wir die vermeintlichen Ansprüche unserer Gesellschaft zu unseren eigenen gemacht haben. Unsere Grenzen und Mängel heben sich meist schmerzhaft ab von unserem Bild der Erwartung. So dass wir es kaum ertragen, sie näher anzusehen, uns ihnen zu stellen. Aber wir leisten Ersatzdienste. Wir mühen uns ab. Wir versuchen uns selbst zu beschwichtigen mit unseren Anstrengungen. Unablässig polieren wir das schäbige Bild, das wir von uns haben – und können doch nicht genesen.

„Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen; dasselb Gift ist auf uns vererbt, dass wir nicht mochten g’nesen, ohn Gottes Trost, der uns erlöst hat von dem grossen Schaden“. Das sind Worte, die der lutherische Johann Sebastian Bach 200 Jahre nach der Reformation zu einem

Choral vertont hat. Tragen wir das Gift Adams nicht immer noch in uns? Werden auch wir die Scham Adams und Evas nicht los, die Scham derer, die ihre Nacktheit erkannten, als sie „wussten“ – oder vielmehr, als ihr Wissen über sich selbst zum einzigen Masstab ihrer selbst geworden war?

„Busse und Reue“ diese alten Begriffe, die (zumindest für Reformierte) heute mehr nur Erinnerung an frühere Glaubenspraxis zu sein scheinen: gewinnen sie nicht mehr und mehr wieder an Bedeutung? Sie melden sich in einer Sehnsucht, die ich an mir selbst kenne. Und die ich auch an Frauen und Männern meiner Generation wahrzunehmen glaube.

Es ist die Sehnsucht nach Unterbrechung. Es ist die Sehnsucht, die scheinbar nicht zu veränderten Tagesabläufe aufzuhalten. Es ist die Sehnsucht, sich in die Stille zurück zu ziehen – vielleicht in die Stille eines Klosters – und sein Leben mit all den Möglichkeiten und Mängeln, mit den Verfehlungen, mit allen Narben und Kleinlichkeiten vor Gott hinzulegen. Und Trost zu finden. Und Erkenntnis. Und den Mut, neu zu beginnen.

Es ist die Sehnsucht, Abschied zu nehmen von den Zwängen, sich selbst etwas vorspielen zu müssen um bestehen zu können. Es ist die Sehnsucht, Abschied zu nehmen vom Wahn, Supermensch – oder auf gesellschaftlicher Ebene – Supermacht zu sein.

Es ist die Sehnsucht, im Gegenüber zum liebenden Gott seine eigene Liebesfähigkeit wieder zu finden. Damit wir andere annehmen können in ihrer Begrenztheit. Damit wir uns selbst ertragen – und lieben. Amen.

*Maja Zimmermann-Güpfert
Herrengasse 9, 3000 Bern 8
maja.zimmermann-guepfert@radiopredigt.ch*

Auf DRS 2 und auf DRS Musikwelle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)